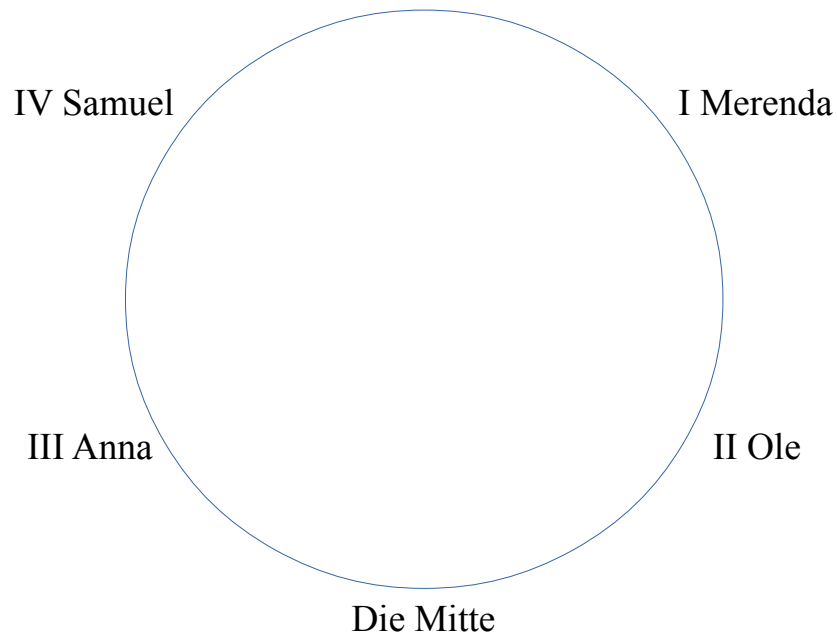


DER ERDBEERBAUM

Anne Erwand

INHALT

Der Anfang
Das Ende
Der Neubeginn



DER ANFANG

Jeden Tag, kurz vor Sonnenaufgang, trafen sich Ole und seine Freunde unter dem größten und ältesten Baum der Welt. Der Baum war so hoch wie fünf Häuser und so alt wie zehn Schildkröten. Aber das Beste war, dass er nach Erdbeeren roch. Darum nannten ihn alle nur den Erdbeerbaum. Der Erdbeerbaum war nicht nur der größte und älteste, sondern auch der schönste Baum auf der ganzen Welt. Seine schweren, dunklen Äste waren verwinkelt und krumm und seine Blätter und Zweige dicht und dunkelgrün. Jedes Jahr im April blühte der Erdbeerbaum, und dann hatte jede seiner Blüten eine andere Farbe. Sie glänzten und strahlten bei Tag und Nacht. Wenn die Sonne schien, leuchteten sie wie die Steine in einem Kaleidoskop. Und wenn der Mond schien, sah es so aus, als hingen hundert bunte Lichter zwischen den verwinkelten Zweigen.

Ole und seine Freunde Merenda, Samuel und Anna liebten den Baum sehr. All ihre Spiele, Träume und Gedanken teilten sie mit ihm. Unzählige Stunden verbrachten sie unter seinem vertrauten und schützenden Blätterdach. Und obwohl sie jeden Tag dort waren, langweilig wurde es ihnen nie. Denn die Lichtung, die den Erdbeerbaum umgab, war in Wahrheit ein Raumschifflandeplatz (auch wenn das nur sie wussten und sonst niemand). Der nahegelegene See war ein riesiger Ozean, das Gebirge rundherum eine Ritterburg, die Feuerstelle am Fluss die Heimat von Steinzeitmenschen und der nahegelegene Wald ein Fußballstadion. Manchmal war aber auch alles total anders. Dann war der Wald ein verwünschtes Labyrinth. Oder ein fremder Planet. Und manchmal ganz einfach nur ein gewöhnlicher Wald. Und so lebten, träumten und spielten sie, und ihre Welt war immer grenzenlos.

Ein Jahr nach dem anderen verging, und es schien fast so, als würde sich nie irgendetwas an dieser Situation verändern. Doch dann, eines Tages – Merenda, Samuel, Anna und Ole hatten sich gerade wieder unter dem Baum zusammengefunden – da mussten sie sehen, dass der Baum kein einziges Blatt mehr trug. Über Nacht hatte er alle Blätter verloren und am Ende stand nur noch eine einzige silbrig leuchtende Blüte auf der Spitze des Baumes. Am Anfang glaubten die Kinder noch, der Winter sei dieses Jahr besonders früh gekommen. Doch die Monate vergingen, der Frühling zog ins Land, dann der Sommer und nichts passierte. Keine kleinen hellgrünen Spitzen trieben aus, keine bunt leuchtenden Knospen öffneten vorsichtig ihre Blätter, so wie es all die Jahre zuvor gewesen war. Die Kinder hörten, dass nun alle davon sprachen, dass der Baum bald sterben würde. Lange wollten sie das nicht glauben. Doch egal wie lange sie warteten, es änderte nichts: Der Baum blieb leer und kahl und tot.

Irgendwann schließlich kamen die Erwachsenen und sperrten den Baum ab. Es sei zu gefährlich, sagten sie, sich in seiner Nähe aufzuhalten. Jeden Moment könne er umfallen oder vielleicht bräche auch ein schwerer Ast ab, der unvorsichtig herumspielende Kinder leicht verletzen könne. Und so spannten die Erwachsenen ein rotes Band zwischen dem Erdbeerbaum und die Kinder. Sie erklärten nicht, warum der Erdbeerbaum so plötzlich zu sterben begonnen hatte und fragten nicht, ob man ihn vielleicht doch noch hätte retten können. Stattdessen waren sie sehr damit beschäftigt, schnell wieder alles in Ordnung zu bringen. Am Ende malten sie ein großes Schild, auf dem *Betreten verboten!* stand und steckten es vor dem Erdbeerbaum tief in die dunkle, verkrustete Erde.

Ole, Merenda, Samuel und Anna waren zunächst geschockt und traurig. Dann jedoch beschlossen sie, dass so ein lächerliches Absperrband sicher kein Grund sein konnte, nicht mehr zum Erdbeerbaum zu gehen. Und so schlichen sie sich weiterhin jeden Morgen unter dem Absperrband hindurch zu ihrem Baum. So ging es – und lange ging es gut – bis sie eines Tages doch dabei erwischt wurden. Einer der vielen Schildaufsteller und Bandbefestiger hatte scheinbar damit begonnen, den Baum rund um die Uhr zu bewachen, und nun schrie und schimpfte er und konnte sich gar nicht mehr beruhigen. Wenn er sie noch ein einziges Mal hinter der Absperrung erwischen würde, rief er, hätte das ernsthafte Konsequenzen. Ob ihnen denn nicht klar sei, dass sie gerade gegen eine Vorschrift verstoßen hätten?! Sein Kopf wurde ganz rot und seine Augen ganz klein vor lauter Aufregung.

Anna, Samuel, Ole und Merenda erschrakten, erwiderten aber nichts, sondern ließen den Mann schimpfen. Sie wagten nicht, ihm zu widersprechen. Seine laute Stimme, sein kräftiger Körper und seine wilden Gesten machten ihnen Angst. Und so starrten alle vier nur schweigend auf den Boden und versuchten, den bösen Blicken des Mannes auszuweichen. Erst nach einer gefühlten Ewigkeit ließ der schimpfende Mann sie schließlich gehen. Was genau er eigentlich gesagt – oder besser gesagt: geschrien hatte – das vergaßen Ole und seine Freunde aber gleich danach wieder. Denn all ihre Gedanken kreisten in diesem Moment nur noch um den Erdbeerbaum. Würden sie jetzt tatsächlich nie wieder bei ihm spielen dürfen? Es gab doch sonst keinen anderen Ort für sie! Auf dem Weg zurück nach Hause gingen sie lange schweigend in Gedanken versunken

nebeneinander her. Niemand wollte aussprechen, was doch alle Vier ganz deutlich spürten: Durch ihre grenzenlose Welt würde ab jetzt immer ein dickes, rotes Absperrband verlaufen.

Als die Sonne am nächsten Tag aufging, trafen sich Ole und seine Freunde wieder. Allerdings nicht unter dem Erdbeerbaum, denn da konnten sie ja nicht mehr hin. Keiner der vier Freunde hatte Lust (oder war mutig genug), sich noch einmal dem schreienden Mann und seinem *Betretten verboten!*-Schild zu widersetzen. So trafen sie sich an diesem Morgen also vor Annas Haus, um darüber zu beraten, wie es nun weitergehen könnte. Eines war allen klar: Sie wollten weiterhin einen Ort haben, an dem sie sich treffen und spielen konnten. Aber wo könnte dieser Ort sein? Auf den Straßen war es zu laut, auf den Feldern zu leer, in der Schule zu langweilig und in den Wohnungen zu voll. So lange sie auch nachdachten, es fiel ihnen einfach kein Ort ein, der auch nur ansatzweise so schön und einzigartig war wie ihr Erdbeerbaum es einmal gewesen war.

Eine Ewigkeit lang saßen sie herum und überlegten. Alle Orte, die sie kannten, gingen sie im Kopf durch. Aber nicht ein einziger konnte es mit dem Erdbeerbaum aufnehmen. Schließlich kam Ole doch noch eine Idee.

«Ich weiß, warum uns kein Ort einfällt!», rief er.

«Warum?», fragte Merenda, schon leicht erschöpft vom vielen Nachdenken.

«Weil wir gar nicht alle Orte auf der Welt kennen!», erwiderte Ole. «Wir müssen dahin gehen, wo wir noch nie zuvor gewesen sind. Dort finden wir sicher einen Platz, der genauso schön ist wie der Erdbeerbaum!»

Anna sah ihn skeptisch an. «Woher willst *du* das denn wissen?», fragte sie.

«Wissen tue ich es nicht», entgegnete Ole. «Aber wenn wir es nicht probieren, können wir es auch nicht herausfinden. Also – wer ist dabei?»

Die anderen Drei zögerten zunächst. Doch eine bessere Idee hatten sie auch nicht, und so stimmten sie schließlich zu.

«Gut», sagte Samuel. «Dann machen wir es so. Aber wo fangen wir an mit unserer Suche?»

«Na beim Erdbeerbaum natürlich!», antwortete Ole. «Wir schleichen uns morgen früh noch ein letztes Mal hinter die Absperrung und von da aus beginnen wir unsere Suche – ihr werdet sehen: Das wird uns Glück bringen! In Ordnung?»

Alle waren einverstanden. Auch wenn natürlich jeder insgeheim hoffte, dass sie nicht wieder auf den schreienden Mann treffen würden.

Nach einer langen Nacht, in der alle Vier unruhig schliefen, zog endlich die Morgendämmerung herauf. Ole, Merenda, Samuel und Anna schlichen auf leisen Sohlen in Richtung Erdbeerbaum. Und tatsächlich: Sie hatten Glück – dieses Mal wurden sie nicht erwischt. «Wenn die Sonne untergeht, flüsterte Ole ganz leise, um nicht doch noch entdeckt zu werden. «Treffen wir uns wieder hier. Dann können wir gemeinsam entscheiden, wer den besten Ort gefunden hat!» Die Freunde nickten in leiser Zustimmung. Dann stellten sie sich mit dem Rücken zum Erdbeerbaum im Kreis herum auf, fassten sich kurz an den Händen, atmeten einmal tief durch und zogen schließlich feierlich davon – ohne noch ein weiteres Wort miteinander zu sprechen.

Jedes Kind ging in seine eigene Richtung.

I.
MERENDA

Merenda ging nach Osten in Richtung des Waldes. Sie kletterte über einen kleinen Hügel, kroch unter einer riesigen Wurzel hindurch und gelangte schließlich auf eine Straße, die scheinbar endlos in die Ferne reichte. Weder auf der linken, noch auf der rechten Seite war irgendetwas zu sehen. Keine Häuser, keine Bäume, keine Menschen und keine Tiere. Nur eine kahle trostlose Ebene, die sich bis an den Horizont erstreckte. Durch sie verlief die Straße wie ein feiner, heller Faden. Merenda folgte ihr. Um sie herum war es totenstill. Die ganze Gegend war düster und unheimlich, und Merenda spürte mit jedem Schritt, wie ihr immer unwohler wurde. Eigentlich kannte sie den Weg zum Wald sehr gut – sie war ihn oft genug gegangen. Doch die trostlose Straße, die nun vor ihr lag, hatte mit diesen vertrauten Erinnerungen so gar nichts mehr zu tun.

Merenda fragte sich, wie das sein konnte. Es sah so ganz anders aus wie sonst. Am liebsten wäre sie sofort wieder umgekehrt. Doch wenn Merenda eines nicht wollte, dann, mit leeren Händen zu ihren Freunden zurückzukehren. Deshalb lief sie immer weiter. Um sich selbst Mut zu machen, malte sie sich dabei den unbekanntem schönen Ort aus, den sie ganz bestimmt am Ende des ihres Weges finden würde. Und es half: Schon nach wenigen Minuten kamen Merenda tausend Bilder in den Sinn. Farben, Geräusche und Gerüche und der Geschmack von Abenteuer.

Leider jedoch hielt diese Wirkung nicht lange an. Der Wind, der nun immer heftiger zu wehen begonnen hatte, riss Merenda schon bald wieder aus ihren Träumen. Das Mädchen musste jetzt kaum noch selbst einen Fuß vor den anderen setzen, so stark blies der Wind um sie herum und schob sie Meter um Meter die

Straße entlang. Als Merenda an einer großen Kreuzung angekommen war, flaute der Wind jedoch mit einem Mal ab und ließ sie zum Stehen kommen.

An dieser Kreuzung verzweigten sich zwei kleine Wege. Wohin sie führten, konnte Merenda nicht erkennen. Bevor sie sich jedoch für eine Richtung hätte entscheiden können, fing der Wind schon wieder zu tosen an. Er erfasste das zierliche Mädchen mit einer Böe und drückte sie in Richtung der rechten Abzweigung.

Obwohl Merenda das Gefühl hatte, gar keine Kontrolle mehr zu haben, in welche Richtung sie ging (oder gegangen wurde), verspürte sie dennoch keine Angst. Ganz im Gegenteil fühlte sie sich sogar erleichtert. Der Wind wies ihr den Weg, und nahm ihr damit die Entscheidung ab, wohin sie gehen sollte. Es war, als würde er sie direkt zu dem besonderen Ort führen, nach dem sie gerade auf der Suche war. Dementsprechend erwartete Merenda auch hinter jeder Wegbiegung eine spektakuläre Entdeckung. Doch nach einiger Zeit musste sie feststellen, dass die Straße immer weiter so vollkommen unbedeutend und langweilig verlief, wie zuvor. Zwar gab es weiterhin Hügel, Täler, Flüsse und Berge und dennoch blieb die Landschaft ringsherum eigentümlich leer und trostlos.

Langsam dämmerte es Merenda, dass sie hier wohl keinen zweiten Erdbeerbaum mehr finden würde. Der Wind war ihr auf der Suche doch keine Hilfe gewesen und wurde nun auch wieder schwächer. Merenda beschloss, jetzt und sofort umzukehren. Doch erneut passierte etwas, das ihr keine Wahl ließ, als jetzt und sofort auf der Stelle stehen zu bleiben. Denn mit einem Mal

erschien – mitten auf dem Weg und direkt vor ihr – eine große Holztür. Wie aus dem Nichts heraus war sie plötzlich aufgetaucht. Überrascht und erschrocken blieb Merenda stehen und blickte erstaunt an der Tür empor. Die Tür stand dort nicht allein, sondern gehörte zu einem kleinen Haus mit grünen Fensterläden. Das Haus selbst war aus Stein gebaut und seine Mauern waren verwittert und voller Moos. Merenda machte einen vorsichtigen Schritt nach vorne. Mit ihren Fingerspitzen tippte sie sanft gegen einen der Steine in der Mauer, um zu prüfen, ob das Haus nicht vielleicht doch nur Einbildung war. Doch der Stein war kalt und rau: so, wie es nur echte Steine sein können. Merenda blinzelte und trat näher an die Tür heran.

Was war das? Eine Klingel? Unter dem kleinen Knopf, den Merenda neben der Tür entdeckt hatte, war ein winziges helles Schild angebracht, auf dem in geschwungener Schrift ein Name zu lesen war.

«Alice Erd-beer-baum» flüsterte Merenda und erschrak.

Wie konnte das sein? Dieser Name? Und dieses Haus? Mitten im Nirgendwo ... War das alles etwa ein Traum? Ihre Gedanken begannen zu rasen, und ihr Herz klopfte schwer und kräftig.

Genau in diesem Moment ging die Sonne hinter dem Horizont unter. Mit einem Mal wurde Merenda klar, dass sie schon viel zu lange weg war. Sie hätte viel früher umkehren sollen! Die anderen würden sicher schon ungeduldig auf sie warten. Aber in der Dunkelheit zurücklaufen? Vielleicht sollte sie ganz einfach nachsehen, ob jemand in dem Haus wohnte, der ihr helfen könnte? Doch wer würde ihr hier die Tür öffnen? Andererseits: Hatte sie überhaupt eine Wahl? Alleine in der Dunkelheit

zurücklaufen kam für Merenda nicht in Frage. Und so nahm sie schließlich ihren ganzen Mut zusammen, schloss die Augen, ging einen Schritt auf die schwere Holztür zu und drückte mit ihrem Zeigefinger fest auf den kleinen runden Klingelknopf.

Der Ton, der erklang, war hell und klar. Oder eigentlich waren es mehrere Töne – fast hörte es sich an, wie eine kleine Melodie. Nur wenige Sekunden später, hörte Merenda, wie sich jemand von innen der Tür näherte. Langsame, dumpfe, schlurfende Schritte. Sie bereute noch im selben Augenblick, geläutet zu haben und spürte, wie die Angst wieder in ihr empor kroch. Doch jetzt war es zu spät. Als sich die Tür öffnete, zuckte Merenda kurz zusammen und schloss die Augen. Als sie sie wieder öffnete sah Merenda eine sehr, sehr alte Frau, deren Gesicht so übersät war mit Falten und Furchen, dass ihre Augen kaum noch zu sehen waren. Ihr Mund ähnelte einem feinen dünnen Strich, und ihre Nase war klein und schmal. Gestützt auf einen Gehstock, konnte sie sich gerade noch mühsam aufrecht halten.

«Entschuldigen Sie», begann Merenda mit zittriger Stimme. «Ich habe mich verlaufen und ...»

Die alte Frau nickte nur und öffnete die Tür so selbstverständlich, als sei Merenda ein lang erwarteter Gast.

«Komm herein mein Kind», murmelte sie. «Ich bin Alice. Bitte fühl dich wie zuhause.»

Trotz der freundlichen Worte folgte das Mädchen der alten Frau zunächst nur zögerlich. Gerade wollte sie mit ihrer Entschuldigung fortfahren, erklären wer sie sei und dass sie auf der Suche war, doch Merenda kam nicht mehr dazu. Mitten im Satz brach sie ab, blieb mit weit geöffnetem Mund im Türrahmen stehen und bestaunte ungläubig und fasziniert die wundersame

Welt, die sich gerade vor ihren Augen aufgetan hatte.

So klein das Haus von außen ausgesehen hatte, so riesig war es nun von innen. Wahrscheinlich hätte der Raum sogar noch größer gewirkt, wenn er nicht bis unter die Decke voll gestopft gewesen wäre. Doch was den Raum füllte, waren nicht etwa Möbel oder anderer Hausrat, wie man es vielleicht hätte erwarten können. Nein, alles war voller Tiere und Pflanzen. Merenda bemerkte erst auf den zweiten Blick, dass all diese Geschöpfe nicht lebten. Stattdessen waren sie präpariert und ausgestopft. Trotzdem wirkten sie unfassbar lebendig auf den ersten Blick. So als hätte man sie gerade eben in ihrer allerletzten Bewegung eingefroren und konserviert. Fast hörte man noch das Fauchen des Löwen und das Rascheln der Käfer unter dem Laub. Das Singen der Vögel und das Schwirren der Kolibris. Neben dem Kamin sah Merenda einen großen, brüllenden Eisbären. In einem kleinen Teich schwamm munter ein dicker Lachs, und durch die Luft surrte ein Bienenschwarm. Zu Merendas Füßen kroch sehr sehr langsam eine uralte Schildkröte. Ein Äffchen wirbelte durch das Blätterdach, und direkt daneben wickelte sich eine fette Riesenschlange um einen Ast.

In diesem einen kleinen Raum schienen tatsächlich alle Tiere der Welt versammelt zu sein. Und nicht nur alle Tiere, sondern auch alle Pflanzen. Merenda schien es, als könne sie all die prachtvollen Blumen, Blüten und Kräuter, von denen sie umgeben war, tatsächlich riechen. Die Nässe des frischen Grases, in das sie gerade gestiegen war und das sich jetzt ganz weich und zart zwischen ihren Füßen ausbreitete, spüren. Alles schien zu leben, zu wachsen und sich zu wandeln, und war doch